



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die deutschen Mundarten und die moderne Sprachwissenschaft.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die deutschen Mundarten und die moderne Sprachwissenschaft.

Was die moderne Sprachwissenschaft für die großen Massen des linguistischen Materials zu leisten begonnen hat, das ist auf engerem Gebiete auch von der Specialwissenschaft der deutschen Sprachkunde oder der deutschen Philologie angestrebt worden. Doch ist nicht zu läugnen, daß jene dieser voraus ist. Ein abschließendes Werk, wie dort Bopp's vergleichende Grammatik, giebt es hier noch nicht und kann es auch nicht geben. J. Grimms deutsche Grammatik behält ihren einzigen Werth, auch wenn man erkennt, daß sie nicht bloß äußerlich, sondern auch innerlich unvollendet oder lückenhaft blieb. Niemand wußte dies besser als ihr Schöpfer, dessen wissenschaftliche und geistige Höheit von selbst jede Ueberschätzung des Geleisteten ausschloß. Er bedauerte namentlich, daß es ihm so sehr an zuverlässigen Vorarbeiten im Gebiete der deutschen Dialektkunde fehle. Seitdem er dies zuerst aussprach, ist mehr als ein volles Menschenalter vergangen und man müßte entweder unbekannt mit der Arbeit dieser Zeit oder befangen sein, wenn man nicht mit einiger Genugthuung anerkennen wollte, daß unterdessen sehr viel geschehen ist, um diesem Mangel abzuhelpen. Wenn damals noch Schmellers Grammatik der bayrischen Mundarten und sein bayrisches Wörterbuch nicht bloß durch die Fülle des Materials und die Strenge und Sinnigkeit der Methode, sondern überhaupt einzig in ihrer Art dastanden, so sind inzwischen sehr viele andere deutsche Mundarten nicht weniger gut bearbeitet worden. Hat sich ja doch sechs Jahre lang, von 1854—1861, eine besondere Zeitschrift für deutsche Dialektkunde halten können, deren auch in diesen Blättern, so viel wir uns erinnern, öfters nach Verdienst gedacht worden ist. Es war dies das handgreiflichste Kennzeichen, daß eine neue Wissenschaft sich aus dem mütterlichen Schoße zu selbständigem Dasein losrang. Die Zeitschrift ist wieder verschwunden, nicht aber das Interesse des activ und passiv dabei theilhabenden Publikums. Selbst Firmenich's großartig angelegte Uebersicht von Sprachproben aus allen deutschen Dialekten, in dem bekannten, wunderbarlich benamseten Werke, Germaniens Völkerstimmen, wäre noch vor dreißig Jahren undenkbar gewesen. Ja, einer unserer tüchtigsten Germanisten, was Fleiß und ursprüngliche Frische der Auffassung betrifft, Weinhold, hat sogar den Versuch gewagt, das gesammte grammaticalische Material der deutschen Hauptdialekte in einer Anzahl von Monographien darzustellen. Seine alemannische Grammatik giebt als ersten Band eine genügende Probe dessen, was zu erwarten ist. Trotzdem behält unser Ausspruch, den wir an die Spitze dieser

Betrachtungen gestellt, doch sein Recht. Aller Enden fehlt es sogar noch an den elementarsten Vorarbeiten, an zuverlässigen Sammlungen und Redactionen des Materials. Sie scheinen so leicht und sind doch so schwer. Es giebt noch immer gar zu viel wohlgesinnte Leute, welche meinen, mit einer guten Portion Begeisterung für das Volksthümliche, allenfalls auch mit einem leidlich geschärften Ohre sei die Sache gethan. Es liegt so nahe, daß sie von einem Manne, dessen Verdienst sie so feurig zu preisen pflegen, von Schmeller, lernten, mit welchen Dornen und Klippen jeder zu kämpfen hat, der die unmittelbaren Aeußerungen des naiven Volkslebens auch nur receptiv bewältigen will. Wer aber die Sache so ernst nimmt, wie sie es verdient, und auch die nöthige wissenschaftliche Schule mitbringt, verfällt leicht einem andern Mißgeschick: er dringt auf seinem methodisch abgegirkelten Wege nicht bis zum Volke selbst oder bis zu den Quellen, deren Ausbeute doch sein alleiniges Ziel ist. — Ueberhaupt ist schon der unübersehbare Umfang der Arbeit eine genügende Erklärung für ihr langsames Vorrücken. Ganz anders ist es ja mit dem Sprachmaterial beschaffen, welches die vergleichende Grammatik, so wie sie jetzt betrieben wird, zu bewältigen hat. Sie ist längst darüber hinaus geschritten, nur einen zufälligen Durchschnitt des Standes einer der Sprachen, mit denen sie sich beschäftigt, allein ins Auge zu fassen. Sie ist im Großen und Ganzen und im Kleinen und Einzelnen durchweg historisch-genetisch. Ihr genügt für das Griechische nicht nur das, was man in den älteren Schulgrammatiken als das Durchschnittsgriechische aufzustellen pflegte, jene spätere sogenannte attische Prosa und was damit verwandt ist. Sie geht bis zu den ältesten vorhandenen Quellen, also bis zu der Sprache der homerischen Epik zurück und gleicherweise in die Breite. Was man die verschiedenen griechischen Dialekte zu nennen sich gewöhnt hat — ein Ding, das sich von dem gleichnamigen Begriff der Dialekte in unserer deutschen Sprache sehr merklich unterscheidet und eigentlich nicht wohl damit verglichen werden darf — ist ihr von allergrößter Wichtigkeit. Nicht anders hält sie es mit dem Sanskrit, dem Lateinischen. Das Deutsche vollends wäre ohne die Anwendung der historisch-genetischen Methode gar nicht brauchbar für sie. Aus dem Deutschen, oder bestimmt gesagt, aus J. Grimms deutscher Grammatik hat sie dieselbe ja überhaupt erst sich zu eigen gemacht und ist indirect selbst dadurch erst ins Leben gerufen worden.

Aber auf ihrem erhöhten Standpunkt genügt es fast immer, nur die wirklich zur Schriftsprache gediehene Thätigkeit des Sprachgeistes in den verschiedenen Völkern und Zeiten zu berücksichtigen, dadurch ist ihre Arbeit so viel einfacher und leichter. Denn die Natur einer Schriftsprache bringt eine gewisse ruhige Stetigkeit und durchsichtige Einfachheit der Sprachanschauungen mit sich, während jeder Schritt aus ihr heraus in die Dialekte in ein confuses Dickicht führt, dessen Romantik eben grade darin zumeist besteht.

Wie sich die einzelnen Hauptäste des gemeinsamen Sprachstammes zu einander verhalten, so verhält sich wieder innerhalb eines Specialgebietes, an jedem einzelnen Hauptaste, die Detailverzweigung zu diesem und die Detailverzweigung stellen eben die Dialekte dar. Die Lebensäfte des Ganzen circuliren in jedem Theile und aus ihnen bilden sich die sichtbaren Formen, deren Werden nicht allein aus den physiologischen Processen an dem Hauptaste begriffen werden kann. Es gehört dazu auch noch die Kenntniß aller der Vorgänge an den Zweigen, da sie ebenso sehr den Hauptast ernähren und bilden helfen, wie sie von ihm ernährt und gebildet werden. Aber welches Messer ist fein genug, um diese zarten Gefäße bloß zu legen und welches Auge scharf genug dem Gewimmel der Atome zu folgen? Denn wie überall im Reiche der organischen Welt öffnet sich bei jedem Blicke weiter in das Innere eine noch weitere, noch unendlichere Aussicht. Ein scharfes und sachverständiges Ohr hört nicht bloß jedem Dorfe und Weiler seine besondere Mundart an, sondern auch jedem Haus und jeder Familie. Es ist der methodischen Beobachtung einstweilen noch unmöglich, in dieses feinste Geäder einzudringen und noch weniger gelingt es, durch allgemein verständliche Zeichen es festzuhalten. Denn geschrieben mit den Buchstaben, die wir herkömmlich für unsere gebildete Sprache verwenden, verwechseln sich selbst die markirtesten Verschiedenheiten der Klänge und Laute. Greift man, wie dies häufig geschehen ist, zu neuerfundenen Zeichen, denen man einen conventionellen Werth beilegt, so ist dadurch wenig gewonnen, denn sie können nicht bis zu jener Unendlichkeit vermehrt werden, die der Sachverhalt fordert, wenn ihm sein volles Recht angethan werden soll. Auch beziehen sich diese Zeichen alle nur auf eine Function der Sprache, auf die Erzeugung der Laute. Aber den Dialekt charakterisirt ebenso sehr die eigenthümliche Art seiner Betonung, seine Stimmlage, sein Rhythmus, alles was zu seiner natürlich und allgemeingiltigen Declamation gehört. Dafür sind noch keine Zeichen im Gebrauch. Wollte man solche erfinden, so müßte es eine Art Notenschrift sein, aber freilich viel complicirter, als die für die Musik gebräuchliche. Aber auf die Dauer wird man eines solchen Hilfsmittels doch nicht entrathen können. Wo die eigene Erfahrung, das lebendige Gehör dasselbe überflüssig macht, ist kein Bedürfniß darnach vorhanden, aber wer ist im Stande als Perieget im Stile der naiven Kinderzeit des Wissens von Ort zu Ort selbst alle die verschiedenen Laute und Modulationen aufzufangen und wenn er es könnte, wer vermöchte sie längere Zeit sicher in der Erinnerung zu behalten? Wenn man die wissenschaftliche Erforschung einer fremden Sprache bloß von der günstigen Gelegenheit abhängig machen wollte, sie in ihrer Heimath lebendig zu vernehmen, würde es wenige Linguisten geben. Aber nicht anders steht es mit den Dialekten im Verhältniß zu einander, nur daß hier alles unendlich feiner und zarter gefaßt sein will. All dies reicht aber noch nicht aus: der heutige Dialekt allein

sagt uns noch lange nicht genug über seine Natur und seine Stellung im Sprachkörper. Auch er muß seine Geschichte haben, wenn wir ihn anfassen wollen, wie es das Bedürfnis der Wissenschaft fordert. Er hat sie auch gehabt, aber ihre Urkunden schließen viel mühseligere Arbeit ein, als die der Schriftsprache. Hier ist alles grade zu diesem einen Zwecke, so zu sagen der actenmäßigen Sicherheit des sprachlichen Thatbestandes zubereitet, der Dialekt aber ist eben deshalb hauptsächlich — allerdings nicht ausschließlich, wie manche wähnen — Dialekt, weil er eines solchen Haltes, der zugleich etwas von einer Fessel an sich hat, von jeher entbehrte. Wäre das linguistische Interesse der früheren Zeit nicht so gänzlich auf die Sprache der Bildung fixirt gewesen, so würden wir vielleicht directe Zeugnisse für die ältere Entwicklung unserer Dialekte haben, mit denen wenigstens einige der Hauptlücken unseres genetischen Wissens oder unseres Postulates eines solchen ausgefüllt werden könnten. So aber ist man zwischen todten Trümmern wie in einer unendlichen Steppe, in welcher nur hier und da einige kümmerliche Grashalme sich das Leben fristen.

Damit ist es erklärt, weshalb unsere sonst so überaus fleißige deutsche Philologie noch kaum zu den ersten Anfängen einer wissenschaftlichen Behandlung unserer Dialekte gediehen ist. Gewiß, sie wird dereinst auch hier Schwierigkeiten überwinden, für die ihre Kräfte gegenwärtig noch nicht gerüstet sind, aber so lange es noch nicht so weit gekommen ist, muß auch der Bau unserer deutschen Grammatik und Sprachgeschichte noch immer beträchtliche Lücken zeigen.

Wie überall wird auch hier die Arbeit nicht nach dem Schema fortücken, das sich die systematische Theorie davon entwirft. Zuerst wäre da die Sammlung des ganzen vorhandenen linguistischen Materials, dann seine Ordnung und Verarbeitung nach seiner grammatikalischen und lexikalischen Seite, daran schloße sich zuletzt seine culturgeschichtliche Verwerthung. Aber die letztere bietet dem grade hierhin mit Vorliebe gewandten Sinne unserer Zeit so viel Reiz, daß sich eine Selbstbeschränkung, die auf viele Menschenalter hinaus freiwillig darauf verzichtete, gar nicht erwarten läßt. Grade hier ist auch das Feld, wo sich das Interesse der allgemeinen Bildung und der speciellen Facharbeit am ersten begegnet, und darum wollen wir wenigstens eine und die andere der unzähligen Perspektiven, die sich hier dereinst eröffnen werden, andeuten.

Die letzten Jahre haben die Verwerthung der Linguistik für die Entwicklungsgeschichte des menschlichen Geistes oder die Culturgeschichte im höheren und eigentlichen Sinne sich zu einer besonderen Disciplin gestalten sehen. Man hat sie Völkerpsychologie genannt, ein Terminus, der grade so gut und grade so schlecht ist, wie die meisten andern in allen Wissenschaften. Was die Völkerpsychologie auf einem grenzenlosen Gebiete zu leisten beauftragt ist, könnte und müßte auf dem engen Gebiete der deutschen Sprachkunde eine der Zukunft vor-

behaltene vergleichende Charakteristik der Dialekte leisten, wenn ihr erst mehr und zuverlässigeres Material zu Gebote steht. Es würde dann nicht schwer halten, in dem lebendigen Klange der heutigen Mundarten die Grundzüge der naiven Volksseele in den verschiedenen Gruppen der deutschen Nation aufzufinden und sie nicht bloß als unterhaltende Curiositäten, sondern als ernste und schwerwiegende Urkunden des geistigen und sittlichen Volksdaseins zu verwerthen. Eine vorläufige Skizze vermöchte eine geschickte Hand schon aus Firmenichs Sammelwerk zu entwerfen, obgleich es, wie es auch dem gewissenhaftesten Fleiße bei einer solchen unvorbereiteten Massenarbeit ergeht, keineswegs überall einen sicheren Boden darbietet. Aber die Aufforderung dazu liegt so nahe, wenn man z. B. ein und dasselbe Volkslied in einigen Duzend von Aufzeichnungen aus den verschiedensten Theilen Deutschlands vor sich hat, oder wenn dieselben Gegenstände der Volkssepik, so viel uns noch davon übrig geblieben ist, die pathetischen Märchen und die volkstümlich humoristischen Schnurren und Anekdoten überall wiederkehren, im letzten Grunde stofflich die nämlichen, aber doch so unendlich variiert in Ausdruck, Darstellung und Haltung, und zwar, wie jeder unbefangene Blick erkennen muß, nicht durch eine bedeutendere originelle Individualität, die ihnen ihre specielle Fassung gegeben hat, sondern durch das Volk selbst, durch die unauflösliche und rastlose unbewußte Thätigkeit unendlich vieler Einzelner, d. h. aller derer, die an ihrer Reproduction theiligt sind und waren und sie von Generation zu Generation und von Ort zu Ort getragen haben. Hier kann nur jenes geheimnißvolle Ding, was man Volksseele nennt, als wahrer Autor gelten. Es ist bekannt, daß es immer noch Leute giebt, die über diesen Ausdruck lachen, aber die Sache selbst wird damit nicht beseitigt. Er ist übrigens auch nicht so neu, wie sich manche einbilden: er findet sich schon hier und da in unserer populär-philosophischen Literatur der classischen Periode und wäre er neu, so würde dem, der ihn geschaffen, der Dank gebühren, den man jedem Bereicherer der Sprache, und damit des bewußten Geisteschatzes der Nation schuldet. Sobald man das Volk als einen lebendigen Organismus zu erfassen begann, sobald sich eine Wissenschaft der Volkskunde bildete, mußte man auch auf die innere Kraft aufmerksam werden, welche das Leben dieses Leibes erzeugt und beherrscht. Wo es ein Volk in der modernen Begriffsauffassung giebt, muß es auch eine Volksseele geben. So lange vom Volke nur als von einem Haufen von so und so vielen „Seelen“ die Rede war, die nur durch das Band der Zahl zusammengehalten wurden, konnte man natürlich von einer einzigen Volksseele nichts wissen. Denn es liegt auf der Hand, daß 1,500 oder 15,000 oder wie viel sonst „Seelen“, die so und so viel Häuser, Rüge, Schafe, Schweine und Ziegen besitzen, nicht auf eine einzige Seele zu reduciren sind.

Vollends unerschöpflich ist aber der Stoff, den die bisherige Geschichte

unserer Dialekte bietet und noch fast ganz unausgebeutet, wenigstens nach allen Seiten hin, wo er auch für die allgemeine Bildung unmittelbares Interesse hätte. Denn jene einzelnen monographischen Versuche, die genetische Entwicklung dieser oder jener deutschen Haupt- oder Untermundart darzustellen, halten sich meist in den beschränkten Grenzen der eigentlichen Linguistik. Es genügt ihnen, die äußere Verbindung der gegenwärtigen Klänge, Formen und Wörter mit denen herzustellen, die ein paar hundert Jahre früher, oder auch ein halbes oder ganzes Jahrtausend früher an demselben Orte gehört wurden. Eine sehr dankenswerthe und mühselige Arbeit und das letzte noch viel mehr als das erste, wie jeder Sachverständige weiß, aber der Begriff der Sprachgeschichte muß doch etwas weiter und tiefer gefaßt werden. Mit einer bloßen literarhistorischen Statistik ist es noch weniger gethan, denn das geschichtlich Interessanteste an den Dialekten ist grade das, was nicht als bewußte Dialektliteratur sich darstellt. Denn eine solche wird nicht umhin können, aus der Naivetät der lebendigen Bewegung der Volkssprache herauzutreten und sich eine Art von künstlicher Sprache zurechtzumachen, die sich nicht anders zu ihrer natürlichen Wurzel verhält, wie die allgemeine deutsche Schriftsprache zu allen deutschen Dialekten zusammen. Denn auch diese ist, wie auf der Hand liegt, nicht vom Himmel herabgefallen, sondern ein Conglomerat aus allen möglichen Bestandtheilen, die einst der Volkssprache, d. h. den Dialekten angehört haben oder ihnen noch angehören. Darum entnimmt der Forscher für die älteren Gestaltungen unserer Volksmundarten mehr aus ihren unwillkürlichen, unreflectirten Manifestationen, die den nur halbgebildeten Schriftstellern oder Schreibern entschlüpfen, wenn sie nach ihrer Meinung die Sprache der Bildung wiedergeben wollen. Dies gilt allerdings für eine Zeit, die jetzt vollständig abgeschlossen ist und die schon in der Hauptsache mit dem Schlusse des fünfzehnten und dem Beginne des sechzehnten Jahrhunderts ihr Ende erreicht hatte. Denn seitdem sich unsere neuhochdeutsche Schriftsprache gebildet hat, ist auch sofort die reflectirte Rücksicht auf die Spracheinheit und Richtigkeit in einer Art thätig gewesen, wovon die frühere Zeit nichts wußte. Ja man kann sogar sagen, daß unsere Schriftsprache selbst bis zu einer gewissen Grenze das Product einer solchen reflectirten Thätigkeit ist. Wenigstens geht die Entstehung der deutschen Grammatik Hand in Hand mit der Fixirung des Neuhochdeutschen und die geniale Unmittelbarkeit, in der sich z. B. das sogenannte Mittelhochdeutsch aus den Volksmundarten seiner Zeit herausgehoben und gestaltet hatte, nicht anders wie die Blume aus den Blättern der mütterlichen Pflanze, mit denen sie eins ist und die sie doch in ihrer höchsten Veredelung und Vergeistigung zu etwas Neuem umformt, macht einer ängstlichen und schwerfälligen Pedanterie Plaz, die seitdem nicht aufgehört hat, ungünstig auf unsere Schriftsprache und mittelbar wieder durch sie auch auf die Volksmundarten zu wirken. Was jene Zeit

unter Grammatik verstand, mußte nothwendig etwas sehr Dürftiges sein, wenn wir es mit dem Maße unseres heutigen linguistischen Strebens und Wissens messen. Doch würde diese an sich nicht weiter schädlich gewesen sein; der Schade entsprang hauptsächlich daraus, daß die in jeder Art unzureichende, kurzfristige und von allem richtigen Sprachgefühl möglichst verlassene Theorie es sich herausnahm, die Praxis des Sprachlebens zu bestimmen und daß diese letztere sich gutwillig einer solchen Knechtung fügte. Keiner der hervorragenden Begründer unserer neueren Sprache, selbst nicht ein Luther, hat sich davon frei erhalten, obwohl der volle Umfang des angerichteten Schadens erst da sich erkennen läßt, wo man, wieder nur unter der Zucht der einer dünnen Reflexion, sich nicht mehr damit begnügen will, richtig zu schreiben, sondern auch schön zu schreiben bestrebt ist und wo man diese Schönheit durch eine unmittelbare Uebertragung fremder Kunstformen und fremder Stoffe der deutschen Literatur aufzwängt, wie es Opitz mit nachhaltigem Erfolge, aber vor und neben ihm auch schon andere, z. B. ein Buchner und Beckherlin gethan haben. Von da an datirt eine Isolirung der deutschen Mundarten, die das Mittelalter nicht gekannt hat und die sich bis in die neueste Zeit hinein fortgesetzt hat. Erst seit etwa hundert Jahren stellte sich wieder ein Zusammenhang her, nur anders als er in den naiven Zeiten der Sprache und Literatur gewesen war. Damals gaben die Dialekte ebenso viel als sie empfangen, und gegenwärtig oder seit jener Epoche empfangen sie nur, aber geben sehr wenig. Zwar gehört es zu den Dogmen unserer Literar- und Sprachgeschichte, daß Goethe seine auch im bloß linguistischen Sinne so originelle und reiche Diction zum Theil dem Einfluß seines heimischen Dialectes verdanke, aus dem er so viel geschöpft habe, wie kein anderer vor und neben ihm, doch ist man bisher den Nachweis dafür schuldig geblieben. Wahrscheinlich hat man sich nur durch einige Aeußerungen in Dichtung und Wahrheit zu dieser Annahme bewegen lassen, dort aber ist nur von der Sprache der mündlichen Unterhaltung, nicht von der der Bücher oder der Schriftsprache überhaupt die Rede. In Wirklichkeit sind in den Erzeugnissen der frühesten Zeit, und hier wieder besonders in den noch nicht zur Veröffentlichung bestimmten Briefen einige frankfurter oder rheinfränkische Idiotismen anzutreffen, aber sie sind in der reiferen Periode des Dichters und Prosaikers ganz aufgegeben. Das Meiste, was den nicht sachverständigen Leser wunderlich anzuklingen scheint, ist, wenn es nicht selbsteigene Schöpfung aus der Tiefe des Geistes der deutschen Sprache und nicht bloß eines ihrer Dialekte ist, aus einer ganz anderen Quelle abgeleitet, über die ja der Autor gleichfalls genügenden Aufschluß giebt. Das Studium der deutschen volksthümlichen Literatur des sechzehnten Jahrhunderts, dessen schönste Frucht Götz von Berlichingen ist, läßt sich in seiner sprachlichen Nachwirkung bis weit hinein in die weimarische Periode verfolgen, wie der Dichter ja auch Stoffe und Formen in Menge von

daher entlehnt hat. Auch später hat er einzelne dieser Jugendtöne noch beibehalten und selbst im zweiten Theile des Faust sind sie nicht ganz verklungen. Aber hier ist nichts von dem, was man mundartliche Einflüsse nennen kann. Es fehlt vor allem ihr erstes und nothwendigstes Kennzeichen: das unmittelbare Herüberströmen aus der lebendigen Umgebung der Volkssprache. Wenn man durch gelehrte reflectirte Vermittelung eine Mundart, die selbst schon lange aufgehört hat, lebendig zu sein, aus ihrem mumienhaften Dasein wieder zu neuem Leben erweckt, so ist es ungefähr dasselbe, als wenn man Stoffe und Formen einer fernen Vergangenheit, etwa der griechischen Poesie, in die Literatur wieder einführt. Wenn es mit Geschick und Kunstverstand geschieht, kann es nur förderlich sein, wie sich von selbst versteht, aber niemand wird doch behaupten, daß das Griechenthum dadurch in jenen sinnlich greifbaren Contact mit unserer Literatur getreten sei, auf den es hier allein ankommt.

Was von Goethe gilt, gilt auch von den anderen Heroen unserer classischen und nachclassischen Periode. Die meisten, z. B. Lessing, Herder, Schiller, halten sich systematisch frei von allen solchen Einflüssen, obwohl es ihnen nicht immer gelingt. So zeigt die Originalgestalt vieler Jugendarbeiten Schillers, die wir gewöhnlich nur in sehr umgearbeiteten Redactionen kennen, eine nicht geringe Anzahl von schwäbischen Idiotismen und nicht grade solche, die für eine Bereicherung und Verschönerung der herkömmlichen Schriftsprache gelten können. Später hat sich der Dichter, wie man weiß, solche Unarten, denn dafür gelten sie ihm selbst, beinahe ganz abgewöhnt und noch mehr hat sein Körner dafür gesorgt, alle Spuren davon auszumergen.

Merkwürdig ist es, daß unsere eigentlichen Romantiker so wenig aus diesem Borne geschöpft haben, obgleich sie es doch gewesen sind, die den Begriff Volk und volksthümlich adelten oder neu schufen. Denn was man vorher darunter verstand, war so ziemlich das Gegenteil dessen, was wir nach dem Vorgange dieser Lehrmeister dabei zu empfinden pflegen. Wie öfters haben wir vergessen, von wem unsere Erkenntniß stammt: ist ja doch im Allgemeinen keine andere Phase geistiger Thätigkeit so undankbar behandelt und gleichsam zum Prügeln für alle Verkehrtheiten der Nachfolger gemacht worden, wie unsere Romantik. Nur die schwäbische Poetenschule hat es innerhalb bescheidener Grenzen gewagt, ihre heimatlichen Laute ertönen zu lassen, doch ist es bei diesem eigenthümlichen Völkchen weniger der gesunde Instinct des volksthümlichen Wesens, wovon sie thatsächlich ebenso weit und noch weiter entfernt sind als die von ihnen so herzlich — schon als Norddeutsche — verabscheuten Romantiker. Im Grunde versteckt sich hinter diesen viele so anheimelnden Reminiscenzen an Naturlaute des Volkes doch nur ein gewisser kindlicher Eigensinn, der es glaubt besser zu machen als andere, wenn er es nicht so macht, wie sie. Wo das Ganze der Poesie selbst in seiner idyllischen Grundstimmung das volks-

thümliche Moment zur eigentlichen Voraussetzung hat, z. B. bei Auerbach, versteht sich ein modificirter Einfluß des Localdialekts von selbst. Die Dorfgeschichten wären ohne eine solche Localfärbung nicht genießbar, so wenig wie Theokrits Idyllen ohne jene dorische Hülle, die freilich noch etwas Anderes als ein deutscher Localdialekt ist. Uebrigens hat grade Auerbach, wahrscheinlich ohne alles reflectirtes Bemühen, seine schwäbelnden Sprachbestandtheile in eine gewisse höhere und allgemeinere Sphäre gerückt, als sie einer bloßen Copie der Wirklichkeit zukommen kann.

Dagegen kann man sich umgekehrt den Einfluß der Schriftsprache auf unsere Mundarten während des letzten Jahrhunderts kaum groß genug vorstellen. Bis etwa in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts war davon nichts zu merken. Keine Periode unserer Sprachgeschichte zeigt eine solche Stagnation wie die Zeit vom dreißigjährigen Kriege bis dahin. Unmittelbar vor dem Beginne dieser Katastrophe und zum Theil auch noch ehe sie ihre späteren kolossalen Dimensionen annahm, war die Schriftsprache wenigstens in einem lebhaften Umformungsproceß begriffen, wenn es auch kein naturwüchsiger und heilsamer war. Aber man darf wohl behaupten, daß erst mit Haller und Klopstock eine weitere Phase darin eingetreten ist, die eigentlich unmittelbar nach Opitz hätte folgen müssen. Die Mundarten sind etwa vom Beginne der Reformation an bis zu diesem Zeitpunkt tief durchdrungen worden von den Einflüssen der Schriftsprache, aber es ist nicht so leicht, die fertigen Ergebnisse davon aufzuweisen, weil die Schriftsprache selbst noch halb unter der Gewalt der früheren volksthümlichen Sprachtradition stand und zu wenig einheitlich formirt und fixirt war. Denn Luthers Einfluß auf die Sprache wird doch gewöhnlich zu sehr überschätzt, zum Theil durch die Schuld seiner eifrigsten sprachlichen Parteigänger. Sie waren es bekanntlich immer aus confessionellem Interesse. Luther sollte auf allen Gebieten des Geisteslebens als Autokrat dastehen, so verstanden sie die durch die Reformation gewonnene Freiheit des Geistes. Es ist eigentlich nur das Kirchenlied und die populäre Erbauungsliteratur auf protestantischer Seite, in denen Luthers Art auch in der Sprache eine Dictatur übt. Nichts ist gewöhnlicher, als daß sich die Epigonen auf sein sprachliches Muster berufen, ihn so zu sagen als den Classifier an sich betrachten, aber es ist oft schwer, irgendwas in der Sprache solcher Jünger aufzufinden, was nothwendig von ihm herkommt und nicht ihm sammt der ganzen Zeit gehört. Dennoch strömt auch in dieser Zeit viel mehr Kraftwirkung von der Schriftsprache auf die Dialekte, als umgekehrt von jenen auf diese und es ist somit im Wesentlichen schon der noch jetzt gültige Zustand festgestellt. Eine überwiegend gelehrte Sprache oder eine Sprache der Gelehrten und Bücher, wie es das Neuhochdeutsche von seinem ersten Athemzuge an gewesen ist, kann auch wohl nicht anders, als sich entweder ganz von den Volksmundarten absperren oder sie

beherrschen. Eine wahre Gegenseitigkeit ist hier unmöglich, sie paßt allein in eine Zeit, die mehr künstlerisch und namentlich poetisch angelegt ist als gelehrt und prosaisch, wie es das funfzehnte und sechzehnte Jahrhundert waren.

Wir haben schon einige Grenzlinien angedeutet, innerhalb welcher die Beeinflussung der Volkssprache durch die gebildete Schriftsprache damals beschlossen bleibt. Vor allem die Confession. Es ist eine bekannte Thatsache, daß die katholische deutsche Literatur seit der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts sich systematisch von der Herrschaft der protestantischen Schriftsprache zu emancipiren strebte. Grade so oft wie protestantische Schriftsteller der Zeit sich als sprachliche Nachfolger Luthers bekennen, stößt man bei den katholischen, namentlich den aus Bayern und Tirol gebürtigen, auf eine ausdrückliche Verdammung des Kegerdeutschen, wittenberger oder lutherischen Deutschen. Sie sprachen sich mit größerer Berechtigung als jene angeblichen Nachfolger über ihr Verhältniß zu Luther aus: die gesammte Geschichte der deutschen Sprache kennt keinen größeren Abfall von allen Grundgesetzen der Schönheit, der Kraft und der Gewandtheit, als er sich in der katholischen Literatur jener Periode darstellt. Wer dieselbe nicht aus eigener Anschauung kennt, macht sich schwerlich eine Vorstellung von der kindischen Unbeholfenheit, tölpischen Roheit und faden Weitschweifigkeit auch der besseren, d. h. der einstmals für besser als die andern gehaltenen unter diesen Scribenten. Diese ärgste aller Verzerrungen, welche sich der Genius der deutschen Sprache gefallen lassen mußte — und er ist doch wirklich von äußerst langmüthigem und duldsamem Temperament — hat natürlich auch in den Volksdialekten keine sehr erfreulichen Spuren hinterlassen. Die noch jetzt so auffällige Roheit und das Ungefüge des bayerischen Dialectes in seinen verschiedenen Verzweigungen, namentlich als bayerischen im engeren Sinne und als bayerisch-tirolischen stammt der Hauptsache nach davon her, wenn man auf die linguistischen Wurzeln zurückgeht. Diese sind natürlich selbst wieder durch andere, noch tiefer gehende bedingt, von denen wir hier absehen müssen. Es hat lange gebraucht, bis die Schriftsprache in diesen Theilen Deutschlands sich aus jener barbarischen Verwilderung ohne Gleichen herausgearbeitet hat und vollständig ist es ihr wenigstens da noch nicht gelungen, wo die Autoren nur auf gelehrtem Wege sich die Kenntniß der hochdeutschen gebildeten Schriftsprache erworben und nicht selbst Gelegenheit gehabt haben, in den weiter vorgeschrittenen Theilen Deutschlands ihr Ohr und ihren Geschmack zu verfeinern, oder wo die Stoffe an sich eine volksthümliche Beziehung haben und ohne einen tüchtigen Zusatz von jener Roheit in dem Kreise, für welchen z. B. die populäre Erbauungsliteratur bestimmt ist, nicht die volle Wirkung thun würden. Denn da der Volksgeist in den genannten Theilen von Deutschland seit dem dreißigjährigen Kriege bis zu diesem heutigen Tage stagnirt hat und die Durchschnittsbildung in Altbayern und Tirol z. B. seitdem eher Rückschritte als

Fortschritte gemacht hat, ist es natürlich genug, daß auch die Sprache der Bücher, die für das Volk bestimmt sind, einen einigermaßen archaisirten oder altmodischen Beigeschmack haben muß.

Das confessionelle Element spielt auch jetzt noch in der Bewegung unserer Sprache auf protestantischer Seite eine ähnliche Rolle wie in dem Reformationseizitalter, nur ist der Pragmatismus seiner Wirksamkeit ein anderer geworden. Damals repräsentirte es auch sprachlich den Fortschritt, die Bildung und Befreiung des Volkes aus seiner dumpfen Naivetät, wie umgekehrt die katholische Reaction auch auf dem Gebiete der Sprache das Zurücksinken in jene traurigsten Zustände einer gewaltsam und reflectirt aufgezwungenen Unreife und Versumpfung bedeutete. Alle deutschen Mundarten der protestantischen Theile unseres Vaterlandes haben damals nachweislich rasche Fortschritte nach einem von der Natur und Vernunft selbst festgestellten Ziele, nach ihrer organischen Verbindung und Anlehnung an die Schriftsprache gemacht. Ihre Resultate verschwinden zwar im Vergleich mit denen der Gegenwart, aber man darf nicht vergessen, daß jetzt eine Reihe von Factoren wirkt, welche damals noch nicht vorhanden waren. Damals war es die neue Kirche, welche die Erziehung des Volkes zu einer höheren Stufe der Bildung auch in der Sprache übernommen hatte. Jeder protestantische Pfarrer fühlte in seinem Gewissen neben der Sorge für die reine Lehre auch die für die reine Sprache, denn die eine wie die andere hatte ihm sein Meister ans Herz gelegt. Er wirkte dafür nach Kräften in den damals noch so viel häufigeren Veranlassungen zur Rede, die ihm sein geistlicher Beruf gab, in den überall fast täglichen Predigten, in dem seelsorgerlichen Verkehre mit seiner Gemeinde. Wo nach dem Plane der Reformatoren die Volksschule wirklich ins Leben trat, also namentlich in den mitteldeutschen Ländern, wurde sie ein zweiter Hebel zur Verbreitung der Schriftsprache.

Wer die deutschen Mundarten der Gegenwart in ihrem Verhältniß zur Schriftsprache und unter sich mit einander vergleicht, entdeckt überall die Ergebnisse dieser bildenden Thätigkeit des protestantischen Geistes. Man muß confessionell gewisse Landstriche als Basis für solche Untersuchungen wählen, aber nicht solche, in denen die Mischung bis zu einer Atomisirung der Elemente geführt hat, wie z. B. in manchen Theilen Schlesiens, Frankens und der Rheinlande. Denn wo jede Ortschaft halb der einen, halb der andern Confession angehört, wo sogar jedes Haus im Kleinen die Mischungsverhältnisse des Ganzen wiederholt, ist es beinahe unmöglich, Unterschiede der Sprache, die auf diese Ursache zurückgeführt werden dürfen, zu constatiren. Sie werden nicht fehlen, aber sie müssen so fein sein, daß der Beobachter immer Gefahr läuft, durch die allzu minutiöse Subtilität seines Objectes in Täuschungen zu versinken. Andere Momente, wie der Einfluß der verschiedenen Beschäftigungen, der Stände, oder in einer ausgedehnteren Ortschaft des speciellen Theiles derselben erhalten dann

einen viel wirksameren Einfluß und drängen den Unterschied der Confession in der Sprache ebenso zurück, wie sie es im gewöhnlichen Leben thun, wo ja auch Katholiken und Protestanten auf gleiche Weise zu den reicheren und ärmeren Classen zu gehören oder ihr Contingent zu der Schneider- und Schusterzunft zu stellen pflegen. Nur wo ein oder das andere dieser erwähnten Momente mit dem confessionellen sich verbindet, da mag man berechtigt sein, diesem letzteren als dem innerlich bedeutsamsten — das war es wenigstens überall bis auf unsere Tage herab und ist es auch jetzt noch mehr, als man gewöhnlich glaubt — eine gewisse Hegemonie zuzugestehen, die aber eine relative Selbstthätigkeit der andern nicht ausschließt. So z. B. wenn in der Stadt Augsburg, die bekanntlich zu den confessionell am meisten gemischten deutschen Städten gehört und zugleich zu denen, die sich mit einer sprichwörtlich gewordenen Pedanterie die Parität in allen und jeden Beziehungen zu wahren suchten, ein auch local scharf von den übrigen abgegrenzter Stadttheil, unten am Lech, dicht an der Grenze des stöckkatholischen Altbayerns, hauptsächlich von Webern bewohnt wurde, die durchweg der katholischen Kirche angehörten. Ihre Mundart unterscheidet sich markirter von der in der übrigen Stadt giltigen, als es sonst die Mundart zweier Nachbarorte thut. Hier hat man Recht, von einem katholischen augsbürger Dialekt und von einem protestantischen zu sprechen. Denn die übrige Stadt ist zwar nicht ausschließlich von Protestanten bewohnt, sie überwiegen aber wenigstens in früheren Zeiten nicht bloß an Zahl, sondern auch an Bildung und Vermögen so sehr, daß sie ihrem localen Bereich auch einen bestimmten mundartlichen Stempel aufdrückten, den man eben darum a priori protestantisch nennen darf. Ähnliche Erscheinungen ließen sich noch mehr aufzählen. Jenseits der Grenzen der christlichen Confessionen gehört auch die mundartliche Abgeschlossenheit der jüdischen Einwohner einigermaßen hierher, wo sie in größeren Massen, früher meist auf einen Stadttheil beschränkt, zusammenwohnen. Doch ist hier der religiöse Typus so unauflöslich mit dem nationalen und socialen verwoben, daß es schwer zu sagen ist, welchem davon das Uebergewicht zukommt.

Wo aber Protestanten und Katholiken in natürlich geschlossenen kleineren Gruppen unter einander wohnen, also etwa dörfersweise, da wiederholt sich im Kleinen stets dasselbe, was im Großen auch der oberflächlichsten Betrachtung nicht entgehen kann, wo es sich um weite Landschaften mit compact-confessioneller Bevölkerung handelt. Es ist schon vorhin der bayrische Dialekt, der auch in seiner engeren Begrenzung immerhin ein Gebiet von 7—800 Quadratmeilen umfaßt, als Beispiel für den negativen Einfluß des Katholicismus auf die Mundart angeführt, negativ, wenn man unter positiv vernünftigerweise die Durchdringung derselben durch die Mächte der höheren menschlichen Bildung und Gesittung auch auf sprachlichem Felde versteht. Wer das rechte Ohr und

die nothwendigen Vorkenntnisse für diese Dinge besitzt, kann aber auch in den confessionell nicht zersplitterten, sondern nur gemischten Theilen Mittel- und Süddeutschlands jedem noch in der Naivetät seines Dialektes befangenen Bauer anhören, ob er in einem katholischen oder protestantischen Dorfe dabei ist. Es wird oft dem genauesten Kenner der Localdialekte schwer werden zu bestimmen, ob dies Dorf am Main oder an der Rednitz, an der Nidda oder an der Wetter liegt, aber den protestantischen Klang hört er doch schon von ferne aus den geschmeidigeren, weicheren Lauten, aus dem bewegteren Fluß der Worte heraus, auch wenn er sie selbst noch gar nicht verstehen kann. Das Katholische stellt sich überall als das relativ Einfachere, Alterthümlichere in Färbung und Modulation dar. Es klingt derber, gelegentlich wohl auch voller, aber noch öfter roher und elementarer; es fließt zäher von den Lippen, es hat eine viel beschränktere Rhythmik. Geht man seinen Wortbestandtheilen genauer nach, so finden sich verwandte Eigenschaften. Es hat in sich gewöhnlich noch Reste älterer Sprachperioden erhalten, die derselbe protestantische Dialekt schon völlig mit dem Boden verarbeitet hat. Lautgesetze und Flexionen sind so zwischen zwei Nachbardörfern nicht weniger als durch ein paar hundert Jahre sprachgeschichtlicher Evolutionen getrennt; wohl bemerkt, nicht etwa da, wo uralte Volks- und Sprachgrenzen noch jetzt in gewisser Stabilität sich erhalten haben, wie zwischen der Gesamtmasse des bayerischen und des schwäbischen oder fränkischen Dialektes. Hier versteht es sich von selbst, daß z. B. ein bayerisches Grenzdorf in der Oberpfalz linguistisch von seinem eine Viertelstunde entfernten fränkischen Nachbardorfe ferner abliegt als von dem letzten deutsch-tirolischen Grenzdorfe, das vierzig bis fünfzig Meilen Weges von ihm entfernt. Es handelt sich in unserm Falle um ein und dieselbe Sprachgruppe, ja selbst um die feinsten Gliederungen in ihr, wo nach den sonst giltigen Entwicklungsgesetzen der Mundarten wohl auch ganz feine Unterschiede vorhanden sein könnten. Aber sie würden sich dann in ganz anderer Weise gestalten, sie würden nicht bloß die gemeinsame Basis der Mundart, sondern auch ein und dasselbe Niveau ihrer Gestaltung erkennen lassen, während so die gemeinsame Basis zwar unverkennbar vorhanden, aber das Niveau ein so gründlich verschiedenes geworden ist. Will man sich vollständig über diesen eigenthümlichen Zug unseres Sprachlebens ins Klare setzen, so mache man die umgekehrte Probe. Man untersuche die Abweichungen der Mundart zwischen den Nachbarorten gleicher Confession und man wird finden, daß solche auch auf engstem Raume zwar vorhanden, aber ein ganz anderes Gepräge haben als da, wo neben dem Raum und viel mächtiger als der Raum auch noch die Confession trennt und individualisirt. Die Probe ist überall leicht zu machen, weil neben den confessionell zerschnittenen Gauen immer auch andere in dichtester Nachbarschaft liegen, die nur einer einzigen Confession angehören.

Das Volk hat somit gar nicht Unrecht, wenn es in solchen Fällen von einer „katholischen oder protestantischen Sprache“ dieses oder jenes Ortes oder mehrer Orte weiß. Sprache ist ihm so viel wie Mundart, denn diesen gebildeteren Ausdruck kennt es noch nicht, weil es überhaupt noch nicht über den Gegensatz von Schriftsprache oder gebildeter Sprache und seiner eigenen naiven Sprachweise zum Bewußtsein gekommen ist. Höchstens kennt es eine vornehme Sprache und eine der gemeinen Leute, obwohl es die eine wie die andere immer neben einander in Gebrauch sieht und es seltsam finden würde, wollte einer, dem Stand und Bildung das Recht geben, vornehm zu sprechen, zur gemeinen Sprache herabsteigen. Es fühlt mit richtigem Instinct, daß man ihm keine Ehre anthut, wenn man es für unvermögend erklärt, die Sprache der gebildeten Leute zu verstehen.

Bis vor hundert Jahren hat die Volksschule zwar auch für das Eindringen der höheren Culturelemente der Sprache in die Mundarten gearbeitet, aber erst seit dieser Zeit thut sie es mit einem Erfolge, dessen Tragweite kaum zu ermessen ist. Das Volksschulwesen des Reformationszeitalters war bekanntlich nur eine nach allen Seiten hin lückenhafte Schöpfung und die Periode der katholischen Reaction sowie der dreißigjährige Krieg hat selbst diese geringfügigen Anfänge beinahe ganz vernichtet. Wo sich aber noch etwas davon erhalten hatte, oder wo, wie z. B. in den thüringischen Ländern, gründlich und gewissenhaft nachgebessert wurde, lassen sich die Früchte einer solchen wahrhaft humanen Thätigkeit auch in ihrem sprachlichen Niederschlage in der Volksmundart nicht verkennen. Alles was die protestantischen Mundarten im Gegensatz zu den katholischen charakterisirt, tritt hier mit noch größerer Prägnanz und Reinlichkeit heraus. Hier bildeten sich auch die natürlichen Herde für alle weiteren Fortschritte des Volksschulwesens und hier mußte es auch in der neueren Periode seines allgemein siegreichen Aufschwungs nach allen Richtungen hin am tiefsten in das Volksleben eingreifen.

Die Volksschule der Neuzeit hat überall dem sprachlichen Unterricht eine besondere Stelle unter ihren Lehrfächern eingeräumt. Früher geschah das nicht, sondern insofern die Muttersprache das Mittel des Unterrichts in allen andern Gegenständen war, wurde sie selbst praktisch dabei gelehrt. Unsere Theoretiker sind bis heute noch nicht darüber einig, ob der specielle Unterricht im Deutschen an dieser Stelle nothwendig, oder nicht sei. Gleichviel, wie ihre endgiltige Ansicht sich gestalten möge, der Unterricht im Deutschen wird der Volksschule nicht mehr entzogen werden können, weil er sich in langjähriger Praxis gewissermaßen zu dem Ehrenpunkte der ganzen Institution gestaltet hat. Kein Zweifel, daß er meist nach unpassender Methode und darum mit Zeitverschwendung ertheilt wird und daß Lehrer und Schüler die vollen Früchte, auf die sie ein Recht hätten, nicht davon ernten. Jeder Fachmann kennt die schreienden

Mängel, deren Beseitigung unerlässlich ist, und es fehlt auch nicht an gemäßigten und deshalb praktischen Reformvorschlägen. Aber trotz alledem hat jene so viel verachtete Sprachdenklehre eines Wurfs, die noch immer die Basis der sprachwissenschaftlichen Weisheit der meisten unserer Elementarlehrer bildet, doch auch ihre eminenten Verdienste um den Fortschritt der sprachlichen Cultur in Deutschland und wenn auch nur so, daß sie zufällig das Werkzeug gewesen ist, dessen sich der Genius der Cultur bedient hat, um in die stoßende und dumpfe Abgeschlossenheit der Volkssprache die Keime einer freieren und schöneren Entwicklung zu streuen. Diese moderne Volksschule wirkt nicht allein indirect auf die Volkssprache, wie sie es etwa in früheren Jahrhunderten gethan hat, sondern sie führt dieser direct eine Menge neuer Elemente zu, durch welche ihr ganzes Gepräge als Dialekt wesentlich verändert und in gewisser Beziehung zerstört werden muß und zum Theil schon zerstört worden ist. Selbstverständlich bleiben die Leistungen dieses Institutes auch auf dem sprachlichen Felde weit hinter dem Ideale zurück, das sich die Theorie gebildet hat oder das aus den Köpfen einzelner jugendlicher Volksbildner hinaus in die Wirklichkeit will. Ginge es ihnen nach, so wäre es schon längst um die Existenz aller Volksmundart geschehen. Sie begnügen sich nicht damit, ihre Schüler und Schülerinnen während des eigentlichen Schulunterrichts zum Gebrauche des schriftmäßigen Ausdrucks anzuhalten, sie verlangen auch, daß sich die liebe Jugend auf der Gasse und im Hause an den steifen Faltenwurf dieses fremdartigen Sonntagstaates gewöhne. Ergötzliche Beispiele solcher Bildungsversuche und der dadurch erzielten Resultate sind schon in den Anekdotenschatz dieser unserer Zeit übergegangen. Jedenfalls könnten jene enthusiastischen Vorkämpfer der Cultursprache daraus lernen, daß weder ein einzelner „Schulmeister“ alten Stils, noch ein einzelner „Herr Lehrer“ modernen Stils kräftig genug ist, um die Volkssprache mit einem Male und gründlich umzumodeln. Sie selbst mögen immerhin mit dem besten Beispiele vorangehen. Es ist wahrhaft bewundernswerth, wenn auch die Bewunderung, offen gestanden, einen kleinen Beischmack von Ironie nicht ausschließt, wie energisch der regelrechte moderne Volkslehrer an sich selbst gegen alles das kämpft, was nach seinem besten Wissen gegen die Reinheit der Sprache verstößt. Solche lebendige Mustersammlungen echt hochdeutscher Diction sind natürlich die feurigsten Parteigänger für die Sache, an die sie selbst so viel Schweiß gewandt haben. Aber das zähe Bauerthum läßt sich dadurch allein nicht aus seiner Position verdrängen. Unter der städtischen Jugend sind allerdings ihre Erfolge auch viel handgreiflicher, aber hauptsächlich weil hier eine Menge anderer nach gleichem Ziele hin wirkender Einflüsse ihren Bemühungen zu Hilfe kommen, wovon auf dem Lande noch wenig zu spüren ist.

In der städtischen Bevölkerung der Gegenwart ist jener nivellirende Zug, der unsere Zeit überhaupt charakterisirt, auch in den Vorgängen der sprachlichen

Entwicklung von tiefgreifender Wirksamkeit. Jedermann bestrebt sich bewußt oder unbewußt die Kluft auszufüllen, welche sonst den Niedern von den Höhern, den Ungebildeten von dem Gebildeten schied. Wie unsere städtischen Volkstrachten vor unsern Augen verschwunden sind, so geschieht es auch der Volkssprache. Es kann nicht fehlen, daß der spröde Stoff und die ungelenken Hände, die sich daran abarbeiten, allerlei ungeschickte Dinge produciren. Unsere originellen Dialekte der früheren Zeit waren ohne Zweifel linguistisch angesehen etwas in sich Vollkommeneres und Schöneres, als das noch so wenig abgeklärte Gemisch von Redensarten und Wendungen aus der Sprache der Bildung oder der Bücher und Zeitungen, was sich jetzt überall zwischen die noch unvertilgte Naturstimme des Volkes eingedrängt hat und diese mehr und mehr übertönt. Aber die Thatsache selbst besteht zu Recht und es bleibt ein vergebliches Bemühen unserer volksthümlichen Romantiker, sie ungeschehen zu machen und wieder zu der alten Naivetät zurückzusteuern. Diese Leute könnten, wenn sie nicht mit dem der deutschen Art angeborenen Eigensinn immer nach der Seite hinausstrebten, wo es ein für alle Mal keinen Weg giebt, ihre Kräfte und ihren guten Willen viel nützlicher verwerthen. Wollten sie Sorge dafür tragen, daß das Bildungstreben der niederen Classen oder des Volkes im gewöhnlichen Sprachgebrauche auf die rechte Art genährt würde, daß es die Redeweise der Bornehmen nicht bloß lächerlich copirte, sondern sich frei und bewußt zu eigen machte, so würden sie der Herrlichkeit der deutschen Muttersprache, der ja angeblich ihr Eifer gilt, ganz andere Dienste leisten, als so, wo sie entweder mit ihren rückläufigen Bemühungen gar nichts wirken oder verlacht werden.

Denn den Untergang der alten Volksmundarten durch die mehr und mehr sich ausbreitende Allmacht der Schriftsprache hält nichts mehr auf. Er vollzieht sich hier rascher, dort langsamer, je nachdem die ihn bedingenden Factoren an dem einen Orte schon länger und energischer in Thätigkeit sind als an dem andern. Darum sind unsere Großstädte zu allererst diesem Naturgesetz verfallen. Wollte man hier wieder specialisiren, so würden auch hier nicht unbeträchtliche Verschiedenheiten sich herausstellen, die sich aber alle aus dem vollkommen deutschen Pragmatismus des ganzen Vorgangs erklären lassen. Es begreift sich sehr leicht, warum die wiener Volksmundart der Schriftsprache zäheren Widerstand entgegenstellt als die berliner oder leipziger. Wien befindet sich in sprachlicher Hinsicht ungefähr auf dem Standpunkte, auf welchem die beiden genannten norddeutschen Städte vor etwa 150 bis 200 Jahren standen. Aber dennoch sind auch dort im Laufe des letzten Menschenalters rasche Fortschritte gemacht, oder wenn man dergleichen Vorgänge der Anschaulichkeit halber auf Zahlenverhältnisse reduciren will, in etwa dreißig Jahren der Volkssprache so viel hochdeutsches Element zugeführt worden, wie früher in etwa hundert. Je nach der allgemeinen Culturstellung des einzelnen Ortes, vor allem nach seiner Ein-

fügung in das lebendige Getriebe des allgemeinen deutschen Verkehrs, läßt sich auch überall gleichsam a priori das Verhältniß der Volksmundart bestimmen. Wer ein Auge für solche scheinbar gleichgiltige Dinge hat, vermag schon an dem Mobilier, was sich in den Stuben der Leute aus dem eigentlichen Volke findet, zu schließen, wie weit die gebildete Sprache durchgedrungen ist. Wo sich ein Sopha, wenn auch in bescheidenster Gestalt, schon als nothwendiges Requisit an der Stelle der altherkömmlichen Bank oder des Großvaterstuhls eingebürgert hat, darf man darauf rechnen, daß die, die sich darauf von ihrer harten Arbeit ausruhen, mit einiger Geläufigkeit in der Sprache derjenigen sich auszudrücken wissen, die früher allein das Monopol eines solchen Luxusgegenstandes besaßen. So wenig aber unsere romantischen Verfechter der alten Schlichtheit des täglichen Lebens das Sopha wieder wegdisputiren werden, wie sie ja selbst auch, so viel wir sie kennen, am wenigsten geneigt wären auf diese Behaglichkeit zu verzichten, so wenig werden auch jene andern Romantiker das Hochdeutsche aus dem Volksmunde wegschaffen, zumal da sie selbst nur Hochdeutsch denken und sprechen gelernt haben. Keine menschliche Voraussicht kann aber bestimmen, wie lange unsere Volksmundarten noch Widerstand leisten. Auf der einen Seite scheint es, als wenn sie sehr rasch dem Untergang entgegeneilen. Wenn ihr Zerstörungsproceß nur in derselben Progression wie seit funfzig Jahren fortgeht, so möchte nach weiteren funfzig Jahren wenig mehr von ihnen übrig sein. Da sich aber höchst wahrscheinlich die Wucht der Kräfte, die für die Schriftsprache kämpfen, immer mehr verstärkt, so könnte man glauben, daß selbst diese Frist noch zu lange gesteckt wäre. Doch ist auf der andern Seite nicht zu übersehen, daß sich die Widerstandskraft der zähen Beschlossenheit mancher Theile des deutschen Volkes gar nicht berechnen läßt. Die bäuerlichen Classen sind bis jetzt trotz des Eifers der ländlichen Volksbildner auf der Kanzel und in der Schule noch wenig von der Sprache der Bildung berührt, viel mehr schon das ländliche Proletariat, die besitzlosen, nicht an die Heimath gefesselten, nicht an die engen Schranken eines einsörmigen, in steter Regelrectigkeit sich abspinnenden Berufes, wie es der bäuerliche ist, gebundenen Leute. Das alte Bauernthum verschwindet allerdings mehr und mehr und damit auch die Heimath des Dialektes, aber es giebt doch auch große Landstriche, in denen es geschützt durch allerlei natürliche oder unnatürliche Verhältnisse noch auf lange hinaus eine Zukunft hat und mit ihm auch seine Sprache. Verbindet sich damit etwa auch noch ein confessionelles Element, etwa der künstlich wieder angefachte katholische Fanatismus, der leider viel tiefer in das Volk eingepfropft worden ist, als unsere optimistischen Beurtheiler der deutschen Zustände Wort haben wollen, so muß natürlich seine Widerstandskraft noch mehr wachsen oder noch zäher werden. Sie wird es zwar niemals auf sprachlichem Gebiete zu einer so scheußlichen Reaction der dumpfen particularistischen Elemente bringen,

wie wir sie jetzt auf politischem erleben, aber sie wird ihrem Gegner doch auch jeden Schritt streitig machen.

Wie aber das Eine mit dem Andern zusammenhängt, ist unverkennbar. Grade in jenen süddeutschen Landschaften, in denen der Herd der politischen Opposition gegen die von der Vernunft und Geschichte geforderten einheitlichen Tendenzen liegt, wo der Particularismus nicht bloß von einem Herrn von der Pforden oder Barmhüser, oder von einem Haufen fanatischer Pfaffen vertheidigt wird, sondern wirkliche Volksache ist, hat auch die Sprache der einheitlichen deutschen Bildung noch die wenigsten Fortschritte gemacht. Hier ist auch jene romantische Anhänglichkeit an den Dialekt keineswegs nur auf einige müßige und unklare Köpfe beschränkt, sondern sie liegt als unausgesprochener Instinct noch immer in den Gemüthern der Menschen. Wenn ein gebildeter Mann aus Schwaben selbst da, wo er Gegenstände der höchsten Geistescultur im lebendigen Worte auszudrücken hat, sich durchaus nicht von den Lauten und Formen seines Volksdialekts losmachen kann, so ist dieses ein Anachronismus, aber kein so unschuldig lächerlicher, wie man es mit ungerechtfertigter Gutmüthigkeit häufig anzusehen pflegt. Lächerlich ist es freilich, weil die naive Roheit der Laute so ganz und gar nicht zu der aufs äußerste getriebenen Verfeinerung des geistigen Gehaltes der Rede paßt. Denn so weit der Dialekt innerhalb seiner Schranken bleibt, hat er wenigstens für den verständigen Zuhörer niemals etwas Komisches. Nur der Ungebildete, der selbst noch halb oder ganz von seinem Jargon beherrscht wird, ist auch von einer rücksichtslosen Unduldsamkeit gegen alles erfüllt, was ihm fremdartig erscheint. Aber die Geschichte aller unsrer Dialekte hat es ja mit sich gebracht, daß die Schranken, innerhalb deren sie wirklich eine in sich organische Sprachgestaltung darstellen, so sehr eng gezogen sind. Von der gesammten geistigen Arbeit der Neuzeit, also von dem Gesammtinhalt der Bildung der Neuzeit haben sie nichts sich zu assimiliren verstanden und daraus folgt, daß jeder Schritt in diese Bildung hinein zugleich auch ein Schritt aus der Mundart heraus sein muß. Wo man den einen thut, aber den andern unterläßt, ist es eben nur ein Zeichen jenes verstockten Eigensinnes, dem man als dem Grundfehler der deutschen Volksseele schonungslos zu Leibe gehen muß, falls sie überhaupt noch eine Zukunft haben soll.

Es ist ohne Zweifel ein Nachtheil für die Sprache der deutschen Bildung, daß sie durch eine nicht mehr zu redressirende Entwicklungsgeschichte mehrerer Jahrhunderte so ganz außer allen receptiven Contact mit den Dialekten gekommen ist. Wir haben bereits darauf hingewiesen und können nur noch hinzufügen, daß die Dialekte in ihrer gegenwärtigen Haltung noch weniger als je geeignet sind, einen merkbaren Einfluß auf jene auszuüben. Sie werden von ihr zerbrockelt, bis nichts mehr von ihnen übrig ist, aber ihre Elemente dienen

nicht dazu, um dem Sprachfelde neue Fruchtbarkeit zu verleihen, sondern sie zersthieben in alle Winde. Niemals, auch nicht bei einem vollständigen Siege der gebildeten Schriftsprache, werden alle Deutsche aus einem Munde reden. Es wird auch dann grade so wie von jeher Unterschiede in der Sprachweise geben, die durch die Landschaft, den Beruf, die sociale Stellung bedingt sind. Aber diese neuen Mundarten werden ihr Material nur aus der Schriftsprache entnehmen und es nach ihren Bedürfnissen verarbeiten. Von den alten Dialekten wird nichts in sie transspiriren, als jene physikalischen und physiologischen Bedingungen, unter denen die Lautgebung zu Stande kommt. Unsere alten Dialekte besaßen daneben aber noch ganz andere Eigenartigkeit. Sie waren vom Wirbel bis zur Sohle selbständige sprachliche Organismen, in den Formen, in dem Wortvorrath, im Sagbau nicht minder als im Laute.

Schade, daß so manches Brauchbare, was sich unsere Sprache der Bildung aus den Mundarten hätte aneignen können, den Weg in sie nicht hat finden können. Denn man mag von unserer Schriftsprache noch so hoch denken, man wird doch, falls nur überhaupt die Fähigkeit zu solcher Beurtheilung vorhanden ist, eine große Anzahl sehr übler Gebrechen nicht abläugnen können. Sie lassen sich schließlich alle auf ein und dieselbe Wurzel zurückführen: darauf, daß das sogenannte Neuhochdeutsch von Anfang an und bis heute ausschließlich sich als Büchersprache gebildet und entwickelt hat. Die lebendigen Mundarten waren das beste und natürlichste Heilmittel für die pedantische Erstarrung und ungelenke Schwerfälligkeit dieser Sprache der Gelehrten, die bei uns so lange Zeit zum größten Nachtheil einer wahrhaft freien und schönen Bildung zugleich auch die Gebildeten repräsentirten. So wie die Sachen jetzt liegen, bleibt nichts übrig, als daß die Sprachwissenschaft selbst vermittelnd eintritt. Sie ist es, die den Beruf hat, die dem leiblichen Untergang verfallenden Gebilde unserer Mundarten zu einer ewigen Dauer im Reiche des Geistes umzugestalten. Sie nimmt sich dieser ihrer Aufgabe mit größter Mühsigkeit an, aber es ist auch die höchste Zeit dazu. Vieles ist schon unwiederbringlich verloren und anderes kann der nächste Tag vernichten, denn die Zerstörung schreitet hier an manchen Stellen unglaublich rasch vor.

Aber es ist nicht genug, daß die Wissenschaft das Vorhandene und Vorhandengewesene inventarisirt und dann in ihrer Art bloß zu ihrem Gebrauche verwendet. Es ist wünschenswerth, daß von ihrer Arbeit der Sprache selbst ein directer, unmittelbarer Gewinn erwachse. Unsere Sprache ist nun einmal ein Product reflectirt-gelehrter Arbeit. Daher mag sie auch immerhin auf demselben Wege sich Erfrischung und Ergänzung holen und zwar aus dem Apparate, den ihr die Wissenschaft aus den Dialekten handlich zurecht zu machen hat. Bisher ist es noch nicht geschehen, ja es ist noch nicht einmal die erste nöthige

Vorarbeit dazu gemacht, die Feststellung der Methode. Denn mit bloß empirischem Tasten würde man hier nicht weit kommen, wo es sich um eine durchweg der wissenschaftlichen Reflexion anheimgegebene Leistung handelt.

Die Grundrechte des Jahres 1849.

Die Bewegungen der vierziger Jahre, die theils politisch-religiösen, theils socialen, theils nationalen Charakters waren, entwickelten den durch die metternichsche Repressionspolitik aufgesammelten Gährungsstoff und bereiteten die gewaltsame Lösung des Jahres 1848 vor. Die Bestrebungen des tollen Jahres erstreckten sich daher auch auf alle Gebiete des öffentlichen Lebens: politische, nationale, religiöse, wirtschaftliche Probleme, oft mehr in ihrer Bedeutung empfunden als wissenschaftlich erfaßt, sollten auf einmal bewältigt werden, als ob die Versäumnisse von so viel Jahrzehnten in ebenso viel Monaten sich nachholen ließen. Mit Fieberhaft wollte das Volk sich selbst erneuern und in einer großen Gesamtleistung seine Mündigkeit und Reife bewähren. Das Werk war bewundernswerth, aber auch so ungeheuer und so wenig vorbereitet, daß es die Kräfte jeder Nation überstiegen hätte.

Die deutsche Nationalversammlung, das Organ, welches die Gedanken und Wünsche der Zeit in Gesetz und Wirklichkeit verwandeln sollte, fand nur den allgemeinen Auftrag vor, Deutschland eine Verfassung zu geben und alle schwebenden Fragen zu lösen. Form und Modalität, überhaupt die Ausführung dessen, was die Geister Jahre lang bewegt hatte und nun auf unerwartet schnelle Weise der Erfüllung entgegenzugehen schien, war dem politischen Sinn und Tact einer Versammlung überlassen, welche die Besten der Nation in ihrer Mitte sah. Die Gefahren, welche aber jede unbeschränkte Befugniß in sich birgt, traten bald auch an das Parlament heran, dem das starke Gegengewicht einer wohlgeleiteten festorganisirten Regierungsgewalt fehlte.

Die große Aufgabe des Verfassungswerks, das ein Codex der Einheit und Freiheit des Volkes zu werden bestimmt war, bedurfte umfangreicher Vorbereitungen. Eine Theilung der umfassenden Arbeit war geboten und es knüpfte sich unwillkürlich eine Reihe wichtiger Consequenzen an die Frage, welchem Abschnitt der Aufgabe der Vorzug vor den übrigen gegeben werden sollte. Die